

Wir empfehlen Ihnen, auf einem Blatt jeweils zwei Seiten dieses Artikels nebeneinander auszudrucken.

We recommend that you print two pages of this article side by side on one sheet.

Man rennt ja nicht mit dem Penis – Eine Analyse medizinisch vergeschlechtlichter Frauenkörper im Sport

Kathrin Zehnder

English Abstract: Even if women historically have increasingly entered into the male-dominated sphere of, the strict gender segregation remains unquestioned. Gender appears to be 'natural' due to the lower performance of the female body. The question to which category an athlete belongs to is not always easy to answer though and criteria to determine the sex of an athlete must be found. The so-called 'sex tests' often concern persons with intersex conditions or "differences of sexual development (DSD) syndromes". In this article I will examine, from different theoretical perspectives, how women's bodies are negotiated in sports. I outline how a woman's body in sports generally questions femininity and heteronormativity and how gender segregation reproduces certain norms. It is the field of medicine, as will be shown, which transforms the sports body (which simply has a gender) into a 'sex body' (which is a gender itself).

*Der Kampf gebührt dem Mann, der Natur
des Weibes ist er wesensfremd.*

*Darum weg mit den Damenleichtathletik-
meisterschaften.¹*

Im antiken Griechenland und an den ersten Olympischen Spielen der Neuzeit durften Frauen bis 1900 nicht teilnehmen. Man befürchtete Frauen würden zu muskulös und unfruchtbar durch die sportliche Betätigung. Später waren sie für Tennis und Golf zugelassen und sukzessive erhielten sie Zugang zu weiteren Sportarten, etwa 1912 zum Schwimmen und 1928 zur Leichtathletik. Der 800-Meter-Lauf wurde jedoch bis 1960 ausgenommen, weil er zu beschwerlich sei für Frauen. Von Volleyball (1964) über das Rudern (1976) zum Radfahren (1984) und Fußball (1996) dürfen Frauen seit 2004 auch ringen und seit 2014 Skispringen. Frauen dringen also immer mehr in die ursprünglich männerdominierte Sphäre des Sports ein. Dass dabei – abgesehen von Paar- und Pferdesportarten - eine strikte Geschlechtertrennung eingehalten wird resp. Geschlecht als Leistungskategorie dient, bleibt bisher – anders, als in anderen Bereichen – unhinterfragt und erscheint ‚natürlich‘ aufgrund des geringeren Leistungsvermögens weiblicher Körper.

1 Karl Ritter von Halt, Leichtathlet und IOC-Mitglied von 1929 bis 1964 (in Pfister 2005: o.S.)

Die Frage, zu welcher Kategorie eine Sportlerin gehört, ist jedoch nicht immer ganz einfach zu beantworten. Dies zeigen die sich ständig verändernden Bemühungen, die Geschlechtszugehörigkeit einer Sportlerin zu bestimmen. Kriterien für ‚Geschlechts-Tests‘ resp. die Frage, ob eine Sportlerin bei den Frauen starten darf, sind zum einen im Falle von Transsexualität (vgl. zum Beispiel Drepper 2010) festzulegen. Zum anderen – und darauf werde ich im Folgenden meinen Fokus legen – fordern auch Sportlerinnen mit sogenannten DSD-Syndromen (disorders/ differences of sexual development)² oder Geschlechtsvarianten³ diese Fragen heraus. Seit 1968 werden deshalb Merkmale gesucht, die festlegen „was olympisch gesehen eine Frau ist“ (Wiederkehr 2008: 254) und so genannte „Weiblichkeits[-...]“ oder „Sex-Kontrollen“ (ebd.: 255) durchgeführt. Die historische Entwicklung dieser Geschlechtsverifikationen hat Stefan Wiederkehr (2008) ausführlich dargelegt. Der Historiker zeigt, wie politische Entwicklungen mit technischen Errungenschaften in Wechselwirkung stehen und wie die Öffentlichkeit diese mit beeinflusste. Ich möchte sein Argument aus sozialwissenschaftlicher Perspektive stützen und um einen Aspekt ergänzen. In diesem Sinne untersuche ich im vorliegenden Artikel aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven, wie Frauenkörper im Sport verhandelt werden. Ich lege dar, wie Frauenkörper im Sport Weiblichkeit und Heteronormativität grundsätzlich in Frage stellen und die Geschlechtersegregation zur Reproduktion derselben genutzt wird. Thema des vorliegenden Artikels sind also Frauen, die Spitzensport treiben bzw. Athletinnen, die ihre Weiblichkeit belegen müssen. Ich spreche in diesem Zusammenhang vom ‚sportlichen Geschlechtskörper‘ (der ein Geschlecht ist) und dem ‚vergeschlechtlichten Sportskörper‘ (der ein Geschlecht hat). Menschen mit Geschlechtsvarianten sind mehr noch als Frauenkörper besonders bedrohlich, weil sie die eindeutige Grenzziehung in Zweifel ziehen und die Geschlechterverifikation grundsätzlich in Frage stellen. Medienberichten, aber auch Reglementen und Entscheiden zu Sportlerinnen mit Geschlechtsvarianten liegen ein biomedizinisches und medikalisiertes Körperkonzept zugrunde. Ich werde meine Darlegung mit unterschiedlichen Fällen von Geschlechtsunsicherheiten im Sport illustrieren. Es geht mir dabei nicht um eine

2 Der Begriff ‚Störungen der sexuellen Differenzierung‘, DSD (disorder/ differences of sexual differentiation) löst in der Medizin seit einigen Jahren den Ausdruck ‚Intersexualität‘ ab, welcher seinerseits den Begriff des (Pseudo)Hermaphroditismus‘ ersetzt hat.

3 Dieser Ausdruck wird in diesem Artikel an Stelle von Intersexualität verwendet, weil er kein ‚Dazwischen‘ suggeriert, nicht mit Sexualität assoziiert wird, und das Phänomen entmedikalisiert (z.B. Werlen 2008; NEK 2012).

detaillierte und repräsentative Medienanalyse, sondern um die Verdeutlichung eines theoretischen Arguments. In einem zweiten Abschnitt mache ich deutlich, welche Funktion die Medizin in Bezug auf die Zuteilung eines Sportskörpers zu einem Geschlecht hat. Medizinische Verfahren, denen Definitionsmacht in Bezug auf Geschlecht inne liegt, machen – so meine These – aus einem Sportskörper einen Geschlechtskörper. Dies ist insofern widersprüchlich, als es medizinisch gesprochen nicht *ein* Geschlecht gibt, das man testen kann, sondern nur unterschiedliche Geschlechtsmerkmale, die ‚gemessen‘ werden. Ich werde abschließend überlegen, ob die Beobachtung von Körpertechniken sportliche Leistungskategorien ergänzen und präzisieren könnte, und ob eine solche Sichtweise als Ausgangspunkt für die Intelligibilität von Leistungsklassen fern von Geschlecht dienen kann.

Frauenkörper als Bedrohung von Weiblichkeit und Heteronormativität

Als Frauen zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend in die männlich dominierte Welt des Leistungssports eindringen, stand außer Frage, dass sich Frauen nur untereinander konkurrieren und aufgrund der körperlichen Konstitution nicht an die Leistungsfähigkeit der Männer herankommen. Was also zu dieser Zeit verhandelt wurde, waren Frauenkörper, die Sport machen. Es war der Geschlechtskörper (sex), der als Ausgangsbasis der Überlegungen diente, wenn man darüber nachdachte, ob Frauen infertil oder krank werden, wenn sie zu viel Sport treiben. Mit der Etablierung der Frau im Sport tritt zunehmend der Sportskörper in den Vordergrund, dessen Geschlecht wird entselbstverständlich. Man beginnt daran zu zweifeln, ob ein Körper mit derartiger Leistungsfähigkeit tatsächlich weiblich sein kann und führt Geschlechtstests ein. Im Sport sind nämlich vor allem männlich attribuierte Körpermerkmale und -fertigkeiten gefragt, bspw. Schnelligkeit und eine ausgeprägte Muskulatur. Es liegt also in der Natur der Sache, dass Frauen, die Leistungssport treiben, überdurchschnittlich stark bemuskelt und schnell sind. Frauen die professionell Sport treiben sind stereotyp männlichen Körpern oft ähnlicher, als stereotyp weiblichen. Der sportliche weibliche Geschlechtskörper ist also per se ‚unweiblich‘. Mit Pierre Bourdieu (1997) stellen Frauen im Sport grundsätzlich eine Bedrohung der Weiblichkeit dar: im Sport hört weibliche Disponibilität oder das Verfügbar-Sein für andere auf. Der (weibliche) Körper „wird zum Körper für einen selbst, aus einem passiven und fremder Aktion unterliegenden zu einem aktiven und

handelnden Körper“ (229). Dies ist insofern bedrohlich, als die Frau als symbolisches Objekt konstituiert ist, dessen Sein als „Wahrgenommen-Sein“ konstruiert ist. Anders gesagt entwickelt sich der weibliche Habitus zwingender Massen darauf hin, dass Körpererfahrung immer als Erfahrung des Körpers-für-Andere gemacht wird. Der weibliche Körper ist unablässig dem Blick und den Reden der anderen ausgesetzt. Dies hat „den Effekt, dass die Frauen in einem Zustand ständiger körperlicher Unsicherheit oder besser symbolischer Entfremdung versetzt sind. Ihr Sein ist ein Erscheinen, und so werden sie ohne explizite Aufforderung dazu gebracht, sich mit der Art, wie sie ihren Körper halten und präsentieren (...) den Männern gegenüber als disponibel (...) zu zeigen. (...)“ (Bourdieu 1997: 229). Bourdieu weist auch darauf hin, dass man die Erfolge der feministischen Kritik nicht überschätzen dürfe, dass das Prinzip männlicher Herrschaft und damit oben erwähnter Platzverweis der Frauen im Grunde bis heute seine Gültigkeit hat. Gerade die Sportlerin, die sich ihren Körper gewissermaßen wieder aneignet, erscheint vom Mann aus gesehen nicht feminin, ja als lesbisch (Bourdieu 1997: 229). Umgekehrt wird ‚schönen‘ Sportlerinnen automatisch weniger Leistungsvermögen zugestanden. Es kommt nicht von ungefähr, dass in der Pokersprache Ass und König in einem Blatt „Anna Kurnikova“ genannt werden, „weil die Karten zwar gut aussehen, aber selten siegreich sind, genau wie die russische Ex-Tennispielerin“ (Pausch 2011; vgl. dazu auch Wiederkehr 2008). Anders gesagt, der stereotyp weibliche Sportkörper der weiblichen Leistungssportlerin ist kein erfolgreicher.

Frauen haben also im Sport, so Brenna Munro (2010: 387), einen ‚unmöglichen Körper‘: “Female athletes inhabit impossible bodies, where our desire for the ideal—the Olympian, the record-breaking—comes up against our drive to normalize”. Das physisch Aussergewöhnliche läuft Gefahr als das Anormale, Deviante, Monströse gesehen zu werden (Munro 2010). Dass dem so ist, zeigt unter anderem die Skandalisierung des ‚Falles Caster Semenya‘ (vgl. dazu insbesondere Cooky, Dycus, und Dworkin 2012; Gunkel 2012; Sloop 2012; Vannini und Fornssler 2011) sehr trefflich. Die Leichtathletin wird 2009 ‚verdächtig‘, keine Frau und damit unrechtmäßig bei den Frauen gestartet zu sein. Die Gründe für diesen Verdacht sind diffus: Gerüchte über das Scheitern in einem früheren Sextest und eine unerklärliche Leistungssteigerung, als auch die ausgeprägte Muskulatur sowie ein vermeintlicher Bartansatz und eine tiefe Stimme werden medial diskutiert. Semenya wird zudem nach ihrem 800m-Sieg 2009 in männlich attribuierten Posen von der Weltpresse abgelichtet, was ebenfalls implizit die Frage nach ihrem Geschlecht suggeriert. Eine Person wie

Semenya bedroht die Alltagsüberzeugungen und Sicherheiten bezüglich des Geschlechts (und zwar im Sinne von *sex und gender*): Geschlecht darf demnach nur in zwei sich ausschließenden Kategorien vorkommen und ist grundsätzlich unveränderbar. Semenya in ihrer „female masculinity“ (Nyong’o 2010: 98) vertritt nicht, was für Weiblichkeit oder weibliche Körperpraxis steht, ergo fragt man sich „[i]st die Siegerin ein Mann?“ (Schönenberger 2009b).

Sportliche Inszenierungen als „interpersonelle Rituale“ dienen mit Erving Goffman der Herstellung und Naturalisierung von Geschlecht. In solchen Inszenierungen wird, wie in allen alltäglichen Handlungen und Interaktionen, wiederholt, „dass Frauen (in der westlichen Gesellschaft) als wertvoll, dekorativ und zerbrechlich gelten, dass sie unvertraut mit allem und ungeeignet für alles sind, was Muskelkraft, handwerkliches Geschick oder ein körperliches Wagnis erfordert“ (Goffman 2001: 123f.). Während sportlicher Wettkämpfe und der Berichterstattung über solche, spielt sich ab, was Goffman institutionelle Reflexivität nennt. Die Trennung der Geschlechter wird als ‚natürlicher‘ Unterschied zwischen Geschlechtern dargestellt, ist jedoch vielmehr das Mittel, welches die Unterscheidung erst herstellt und diese Unterscheidung wiederum naturalisiert. Sportliche Wettkämpfe dienen der Bestätigung und Naturalisierung von geschlechtlichen Unterschieden. Gerade im Sport, wo nicht stereotype Frauenkörper dargestellt werden können, muss mittels Segregation die ‚natürliche‘ Unterschiedlichkeit proklamiert werden. Zudem gibt es selbst heute, wo Frauen und Männer zu beinahe allen Sportarten zugelassen sind, Ausnahmen, welche ‚natürlicherweise‘ bestehen bleiben müssen, weil sie zu stark mit Kompetenz, Aktivität (Anders 2006), Kraft und Stärke verbunden sind. Dies gilt für das Boxen und Baseball – olympisch reine Männerdisziplinen. Umgekehrt sind zu Softball, Synchronschwimmen und Rhythmischer Gymnastik olympisch nur Frauen zugelassen, weil sie mit Emotionalität und Soziabilität (Anders 2006), Eleganz und Grazie assoziiert sind, was eine Zulassung von Männern unmöglich erscheinen lässt.

Man kann also zwei Stufen der diskursiven Verhandlung von Weiblichkeit und Sportkörpern ausmachen: Frauen, die Sport machen, werden tendenziell als unweiblich wahrgenommen. Diese „female masculinity“ mancher Sportlerinnen lässt die Öffentlichkeit im vermeintlichen Extremfall, wie dem von Caster Semenya, dann sogar an deren weiblichem Geschlecht zweifeln. Es stellt sich damit die Frage wie Weiblichkeit des Sportkörpers unter Beweis gestellt werden kann. Diese Aufgabe wird im Sport – wie übrigens auch im Recht – an die Medizin delegiert. Es dient also dem weiteren Verständnis meiner Ausführungen, wenn medizinische Geschlechtskörper und die Rolle der

Medizin im Folgenden klarer beleuchtet werden. Ich zeige damit, dass im Sport nicht irgendein, sondern ein ganz spezifischer, nämlich ein medikalisiertes Geschlechtskörper Leistungsklassen abbildet.

Medikalisierte Geschlechtskörper

Der diskursive Körper ist mit Michel Foucault „der verkörperte Schnittpunkt von Wissen, Macht und Sprache“ (Gugutzer 2004: 76). Bestimmte Wissensformen, Denk- und Deutungsmuster setzen sich gesellschaftlich durch und erlangen Hegemonie über die Wahrnehmung und Bewertung der Körper. Die Festlegung des Geschlechts wird der Medizin delegiert. Die Medizin ist also jenes Feld, dem es gelingt, bestimmte Vorstellungen und Interpretationen von Körper durchzusetzen und die damit Definitionsmacht über das ‚wahre Geschlecht‘ hat. In unserem diskursiven Verständnis ist dabei das wahre Geschlecht immer eindeutig und kann nur männlich oder weiblich sein. Medizinische Grundlage der Geschlechtsbestimmung sind verschiedene Geschlechtsmerkmale, welche jeweils als männlich oder weiblich definiert sind, wie die Genitalien, die Keimdrüsen, der Hormonstatus und die Chromosomen⁴. Diese Grundlagen können als *sex* bezeichnet werden. Candace West und Don Zimmermann (1987) zeigen, dass die Zuteilung zu einem Geschlecht (*sex category*) als identisch mit *sex* angenommen wird. Im Falle von Geschlechtsvarianten (DSD) zeigt sich jedoch, dass die Geschlechtsbestimmung im Zweifelsfall ein medizinisches Verfahren und keine Selbstverständlichkeit ist. DSD existiert umgekehrt gesellschaftlich erst dann, wenn es durch Medizin und Psychiatrie benannt wird. Foucault spricht in diesem Zusammenhang von der Biomacht. Diese Macht besteht immer auch darin, das Andere, das Nicht-Normale, Nicht-Natürliche auszugrenzen. Der diskursiv konstruierte Normkörper verweist folglich immer auch auf den abweichenden Körper (Bublitz 2003). Medizinisch gesehen handelt es sich bei DSD um ein pathologisches Phänomen, welches bis heute bereits im Kleinkindalter ‚korrigiert‘ wird. Menschen mit Geschlechtsvarianten fallen, auch wenn heute zurückhaltender operiert wird als vor 50 Jahren, immer noch ganz selbstverständlich unter das Patronat der Medizin. Sie ist es, die Diagnosen stellt, behandelt oder mit den Eltern über eine Nicht-Behandlung entscheidet. Dies ist auch dann so, wenn es keine medizinische Indikation gibt, ein Kind zu betreuen

4 Das chromosomale Geschlecht, beispielsweise, ist im statistischen Normfall in den Ausformungen XX oder XY anzutreffen, das phänotypische Geschlecht als Penis oder Klitoris und das gonadale Geschlecht als Testes und Ovarien.

(Zehnder und Streuli 2012). Bei Geschlechtsvariationen handelt es sich also um ein durch und durch medikalisiertes⁵ Phänomen. Dies hat zur Folge, dass auch im Sport Geschlechtsvariationen unter medizinischen Gesichtspunkten und in diesem Diskursfeld verhandelt werden. Die Tennisspielerin Sarah Gronert wird entsprechend medial durch eine „gynäkologische Untersuchung“ (Schröder 2008), mit endokrinologisch weiblichem „Normalbefund“ (Focus Magazin 2009) für eindeutig weiblich erklärt. Es ist ebenfalls die Medizin, welche im Bereich des Sports die ‚Angelegenheit des Geschlechts‘⁶ aufgreift und laut *IAAF Policy on Gender Verification* eine Untersuchung initiieren kann (International Association of Athletics Federations 2006). Der ‚Verdacht‘, dass die *sex category* falsch ist, kann mit West und Zimmermann (1987) aufgrund von *sex* (einem atypischen weiblichen Erscheinungsbild aufgrund der sekundären Geschlechtsmerkmale) aber eben auch aufgrund von *gender* (einem atypischen weiblichen Verhalten) geäußert werden. Im Falle der erwähnten Sportlerinnen wird von „Gender Verification“ (International Association of Athletics Federations 2006), „sex control“, „femininity control“ (Wiederkehr 2008) und dergleichen gesprochen, als ob man hierbei bestehen oder „durchfallen“ könnte (Spiegel Online 2006) resp. als ob, wie beim Doping, *positiv* oder *negativ* auf Geschlecht (sprich: Mann) getestet werden kann. Das medizinische Verfahren zeigt letztlich, dass der Sex-Test eigentlich nicht *sex* misst, sondern Körpermerkmale, welche zu einem Ganzen zusammengefügt werden. In diesem Prozess werden eigentlich nicht Fragen der Fairness geklärt, sondern Körpernormen bestätigt und reproduziert. Der IAAF-Standard spiegelt die zentrale Rolle der Medizin noch unter einem anderen Aspekt wider: Unter 6. „Conditions that should be allowed“ werden nicht etwa biologische Merkmale wie eine starke Bemuskelung oder ein bestimmter Hormonwert aufgeführt, sondern medizinische ‚DSD-Syndrome‘, wie die Androgeninsensitivität oder die Gonadale Dysgenese (International Association of Athletics Federations 2006: o.S.). Der medizinische Sex-Test ist also bei genauer Betrachtung ein Indizienverfahren⁷ und kann im Falle von DSD höchstens ein Überwiegen im quantitativen oder qualitativen Sinn anzeigen. Dass die einzelnen Geschlechtsmerkmale sich widersprechen ist damit zwar möglich, wird aber als pathologisch verhandelt. Anders gesagt, die

5 Medikalisierung, verstanden als Prozess, „by which nonmedical problems become defined and treated as medical problems, usually in terms of illness and disorders“ (Conrad 2007: 4).

6 Engl. „the issue of gender amongst participants in women’s events“ (IAAF 2006: o.S.).

7 Zur historischen Entwicklung der Sex-Tests und der Problematik beim Testen einzelner Faktoren vgl. Schultz (2011).

atypische Kombination von männlichen (z.B. Hoden) und weiblichen Merkmalen (z.B. eine Klitoris) wird als DSD zum Sonderfall. Ebenfalls von DSD wird gesprochen, wenn die Ausprägung eines Merkmals uneindeutig ist (z.B. Ovotestes). Der Medizin ist aufgrund des Grades ihrer Fertigkeiten und ihres Wissens ein vergleichbar hoher Grad an Autonomie inne. Die Überwachung und Überprüfung geschieht fast ausnahmslos innerhalb des medizinischen Zirkels durch Kolleginnen und Kollegen. Dies führt zu einer gewissen ‚Betriebsblindheit‘, was zusätzlich dadurch gefördert wird, dass Medizinerinnen und Mediziner sich oft weigern, Kolleginnen und Kollegen zu beurteilen (vgl. dazu Freidson, Rohde, und Schoene 1979; Freidson 1975). Die Medizin ist also in weiten Teilen ein in sich geschlossenes System. Nichts desto trotz ist mit Foucault auch die Medizin nur ein Feld in einem Diskurs und referiert letztlich auf ein Alltagsmodell von Geschlecht.

Einzelne Geschlechtsmerkmale sind, so sie denn eindeutig sind, nicht unbedingt in der Lage sportliche Leistungskategorien abzubilden. Es müsste also eigentlich nicht ‚sex verifiziert‘, sondern untersucht werden, inwiefern einzelne Geschlechtsmerkmale überhaupt einen sportlichen Vorteil verschaffen. Was die IAAF tatsächlich wissen will, ist nicht welches Geschlecht jemand hat, sondern ob die Sportlerin durch eine bestimmten physischen Konstitution schneller oder kräftiger ist als die ‚Durchschnittsfrau‘: „The crux of the matter is that the athlete should not be enjoying the benefits of natural testosterone predominance normally seen in a male“ (International Association of Athletics Federations 2006). Es wird also im Falle von DSD im Sport ein biomedizinischer Körper als vergeschlechtlichter Körper verhandelt, obwohl es hier eigentlich um seine Leistungsfähigkeit geht. Eigentlich, so Jaime Schultz (2011), müsste man sich mit den Vorteilen verschiedener körperlicher Faktoren auseinandersetzen. Dass dies nicht so einfach ist, zeigt wiederum die historische Entwicklung der *Gender Verification*. Während man zu Beginn der Sex-Tests in den 1960er Jahren noch eine manuelle Untersuchung der Genitalien vornahm, ging man wenig später dazu über das Sex-Chromatin⁸ zu untersuchen (sog. Barr-Body-Test) (Schultz 2011; Simpson u. a. 1993; Wiederkehr 2008). Man kam also ansatzweise davon ab das soziale Geschlecht als Grundlage der sportlichen Leistungsfähigkeit beizuziehen. Heute werden verschieden Untersuchungen gemacht und Geschlecht nicht mehr anhand eines einzigen Faktors bestimmt, was zur Folge hat, dass Athletinnen wie Semenya fast ein Jahr auf die Resultate und damit die Zulassung zu

⁸ Dass solche neue ‚Entdeckungen‘ zur Bestimmung von Geschlechtszugehörigkeit in hohem Mass gesellschaftlich beeinflusst sind resp. in erster Linie vorausgesetzte Dualität reproduzieren, zeigen bspw. Dreger (1998) und Oudshoorn (2000).

Wettkämpfen warten müssen. Das bedeutet jedoch auch, dass im Grunde eine eindeutige Beurteilung nicht zwangsläufig möglich ist. Biomedizinisch existieren eben gerade Fälle von Uneindeutigkeit.

Geschlecht messen oder Körpertechniken beobachten?

Wenn nicht der *Geschlechtskörper*, sondern einzelne Merkmale aussagekräftig für Leistungsfähigkeit sind, stellt sich die Frage welcher Aspekt dies in welchem Mass ist. Dass es nicht der Penis oder der Bart ist, der Männer schneller laufen lässt als Frauen scheint banal, aber was ist es dann? Sind es die Hormone? Nicht unbedingt, denn eine Person mit CAIS⁹ bspw. produziert in ‚männlichen‘ Gonaden zwar Androgene (sprich, ‚männliche‘ Hormone) in einem ansonsten ‚weiblichen‘ Körper. Der Körper reagiert jedoch nicht auf die Einflüsse der Androgene, er ist gegen sie resistent. Eventuell ist ein solches ‚Syndrom‘ also gar ein Nachteil (Dreger 2010). Die meisten Menschen mit Geschlechtsvarianten sind auf jeden Fall keine Weltklasse-Sprinter (Munro 2010). Eine solche Androgenresistenz hatte auch die spanische Hürdenläuferin Maria Patiño. Sie durfte bei den olympischen Spielen 1988 nicht starten, weil man bei ihr ein Y-Chromosom entdeckte. Patiño wurde jedoch später rehabilitiert und konnte wieder teilnehmen. Ein Y statt ein X bringt also nicht automatisch Höchstleistung. Die seit den 1960er Jahren immer neu erdachten Tests zur Geschlechtsevaluation (z.B. Simpson u. a. 1993) zeigen, dass die Komplexität weder von Geschlecht noch von Leistungsvermögen auf einen einzigen Faktor reduziert werden kann. So ist es dem International Olympic Committee (IOC) auch nicht gelungen einen Konsens in Sachen ‚gender verification‘ zu finden. Es hat zwar für einige Diagnosen entschieden, diese Athletinnen bei den Frauen zuzulassen, aber nicht bestimmt, unter welcher Bedingung Frauen disqualifiziert werden (Dreger 2010).

Im Sport zeigt sich, dass Geschlechtskörper enorm divers und kulturell überformt sind. Männer- und Frauenkörper werden in einer bestimmten sportlichen Disziplin in gleicher Weise für eine spezifische Funktion oder Leistung optimiert. Es geht also eher um eine „Körpertechnik“ (Mauss 1989), die erlernt wird, als um einen biologisch begründeten Unterschied. Was bedeutet es, in einem sportlichen Wettbewerb davon zu sprechen, dass man aus einem körperlichen

⁹ Complete Androgen Insensitivity Syndrome: Bei Individuen mit XY-Chromosomen können die vermännlichenden Hormone (Androgene) nicht richtig wirken. Aus diesem Grund kommt es im Mutterleib und nach der Geburt nicht zur Vermännlichung des Körpers (Richter-Appelt u. a. ohne Jahr).

Merkmal ‚keine Vorteile‘ ziehen darf? Es sollen hier zwei (Menschen/Gruppen) gegeneinander antreten, die ‚fast gleich gut sind‘. Es geht also darum, durch ähnliche Leistungen zu verhindern, dass Siege voraussehbar werden. Wie Marion Müller (2007) darlegt, ist dies sinnvoll, um die Spannung zu erhalten und Zeit zu sparen, nur bestimmte miteinander vergleichbare Gruppen antreten zu lassen. Die Bildung dieser Gruppen ist jedoch einer gewissen Willkür unterstellt. So gibt es bspw. bei Basketballspielern keine Obergrenze der Körpergröße oder auch keine Schwimmergruppen mit unterschiedlich großen Händen, obwohl diese Körpermerkmale eindeutig Vorteile für die entsprechende Sportart haben. Im Falle des Leichtathleten Oscar Pistorius wurde ein solcher Vorteil aufgrund seiner Beinprothese jüngst verneint, Pistorius durfte also weiter im regulären Wettbewerb starten – ein äußerst umstrittener Entscheid.¹⁰

Marcel Mauss¹¹ (1989: 206) hat in seinem Vortrag vor der Societé de Psychologie von 1934 zu den Techniken des Körpers (les techniques du corps) ausgeführt, dass der Körper „das erste und natürlichste Instrument des Menschen“ sei und seine Bewegungsabläufe genauso wie andere Techniken durch Nachahmung und Erziehung erlernt werden. Am Beispiel des militärischen Marschierens, des Gehens und Schwimmens zeigt er, dass sich Körpertechniken Gesellschaft zu Gesellschaft und zwischen den Geschlechtern unterscheiden. Körpertechniken sind „Gewohnheiten“, die bestimmten Moden und Schicklichkeiten unterliegen und nur schwer geändert werden können. Was für alle erdenklichen Arten des sich-des-Körpers-bedienen gilt, muss erst recht für die sportliche Bewegung gelten. Über Hürden zu laufen, eine Kugel zu stoßen oder mit einem Stab zu springen sind alles sorgfältig eingeübte, oft jahrelang trainierte und optimierte Techniken des Körpers. Diese zu erlernen sind nicht in erster Linie von Geschlecht¹² oder körperlichen Voraussetzungen, sondern von Nachahmung, ‚Erziehung‘ und Gewohnheit abhängig. „Das Individuum übernimmt den Bewegungsablauf aus dem Verhalten, das von anderen

10 Vgl. z.B. http://www.focus.de/sport/olympia-2012/olympia-start-von-oscar-pistorius-ohne-beine-ins-halbfinale_aid_793464.html abgerufen am 11. April 2014.

11 Mauss‘ Überlegungen zu Körpertechniken gehören zu den ersten Untersuchungen, die den Körper nicht als eine unveränderliche Gegebenheit betrachten, sondern seine Variabilität in den Blick nehmen.

12 Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern erschienen Mauss selbst jedoch nicht anerzogen sondern biologisch begründet, wenn auch er diesbezüglich Unsicherheit äusserte: „Vielleicht besteht hier der Fall zweier verschiedener Anleitungen. Denn es gibt eine Gesellschaft von Männern und eine Gesellschaft von Frauen. Ich glaube indessen, dass vielleicht auch biologische und andere psychologische Faktoren zu finden sind“ (Mauss 1989: 207).

vor ihm oder mit ihm praktiziert wird“ (Mauss 1989: 203). Sportliche Techniken ändern sich im Laufe der Zeit und werden beeinflusst von Hilfsmitteln, Technologien und Kenntnissen wie Schuhen, Stäben, Kugeln, Skiern, etc. So muss eine Stabhochspringerin heute, die mit einem Glasfiber-Stab springt, eine ganz andere Technik erlernen, als ein Stabhochspringer zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Nach Mauss gehört der Sport, darunter das Laufen, das Springen, das Klettern und Schwimmen zu den Techniken der Bewegungen, welche von bestimmten eingeübten Methoden, Haltungen und Körperstellungen abhängen. Die grundlegende Erziehung zu all den Techniken besteht, so Mauss darin „den Körper seinem Gebrauch anzupassen“ (219). Leistungen im Sport hängen also nicht primär von einer ‚ursprünglichen‘ oder ‚natürlichen‘ Konstitution ab, sondern sind das Resultat der Aneignung einer bestimmten Körpertechnik. Nicht das Geschlecht, nicht Muskeln und Hormone sind ausschlaggebend, sondern Training, Wissen und Hilfsmittel.

Während die verschiedenen Techniken in unterschiedlichen Sportarten zur Bildung von Leistungsklassen unbeachtet bleiben, wird der sportlichen ‚Geschlechtmessung‘ also ein bio-medizinisches Körperkonzept zugrunde gelegt, welches eigentlich Abweichungen von einem ‚Gesamturteil‘ zulassen muss. Dass dem nicht so ist, werde ich im Folgenden anhand einiger Beispiele aus der medialen Verhandlung von Geschlechtsvarianten zeigen. Sie dienen vor allem der Wiederherstellung von Eindeutigkeit, welche in unterschiedlichen Strategien produziert werden.

Lesbe, Zwitter, Superweib oder Mann? – Normalisierung von female masculinity

Die Geburt eines Kindes mit uneindeutigem Geschlecht führt durch die Bedrohung unserer Alltagsvorstellungen von Geschlecht zu einer Krise und gefährdet die gesellschaftliche Sicherheit heteronormativer Geschlechterkonstruktionen. Der Umgang mit intersexuellen Menschen – im Alltag und im Sport – zeigt, welche Strategien zur Bewältigung dieser Krise herbeigezogen werden. Mit den geschlechtsanpassenden chirurgischen Eingriffen in intersexuelle Körper wird vorwiegend „symbolische Heterosexualität“ hergestellt (Dietze 2003). Was als ambivalent und unzuteilbar erscheint, wie ein intersexuelles Genitale, wird mit den Operationen quasi in ‚geordnete Bahnen‘ gelenkt. Gelingt diese Neuordnung nicht vollständig und es entsteht – wie beschrieben – Unklarheit über die Geschlechtszugehörigkeit einer erwachsenen

Athletin, führt dies folglich ebenso zu einer gesellschaftlichen Verunsicherungen. Gerade dort, wo Binarität hergestellt wird, wo sie sich so offensichtlich und ‚natürlich‘ darstellt, kommen plötzlich Zweifel auf. Die mediale Inszenierung von Semenya als Lesbe (sie ‚stand schon immer auf Mädchen‘) kann ebenfalls dazu dienen Normalität wieder herzustellen. Semenyas ‚männliches Gehabe‘ bekommt dann Sinn, denn Lesben *sind* „Mannsweib[er]“ (Eichholz 2009).

Nicht erst mit der Popularisierung von Erkenntnissen der modernen Medizin, ist noch eine weitere Antwort auf die Bedrohung durch Semenya und andere Menschen mit Geschlechtsvarianten möglich: sie könnte ein „Zwitter“ (z.B. Bild 2009; Schönenberger 2009a) sein. Foucault zeigt jedoch in seinem Vorwort, der 1978 veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen von Herculine Barbin,¹³ dass im Laufe des 18. Jahrhunderts biologische Theorien und juristische Bestimmungen dazu geführt haben, die Idee der geschlechtlichen Vermischung abzulehnen. Damit begann die Suche nach dem ‚wahren Geschlecht‘ eines Menschen in hermaphroditischer Verkleidung. Foucault problematisiert also die Unmöglichkeit der Uneindeutigkeit von Menschen mit Geschlechtsvarianten, denn eines ist immer als natürlich und sicher erschienen: dass das Geschlecht „eines von zweien“ (Forum für feministische Theorie und Philosophie 2003) ist. So zeigt Gabriele Dietze (2003), dass die Zweigeschlechtlichkeit als Zweikörperlichkeit in jüngster Zeit nicht angetastet worden sei. Geschlechtsvarianten existieren als Kategorie nicht in unseren Köpfen, „Zwitter“ sind im Grunde immer Frauen *oder* Männer. Auch diese Darstellung dient also der Herstellung von zwei und nur zwei Geschlechtern.

Eine andere Normalisierungsstrategie zur Herstellung von Eindeutigkeit ist die Inszenierung stereotyper Weiblichkeit. So wurde Semenya in der südafrikanischen Zeitschrift YOU in einem sogenannten ‚makeover‘ mit Hilfe von Kleidern und Stiletto's stereotyp weiblich abgebildet und damit an eine sozial akzeptierte Geschlechterrolle angepasst (vgl. Nyong'o 2010; Winslow 2012), sie wird vom „Power Girl“ zum „Glamour Girl“ (Beyers 2009). Mit der Überbetonung des Weiblichen kann auch im Sport ihre Bedrohung kompensiert werden (Alfermann 1998). Dies gilt offenbar nicht nur dann, wenn es sich um eine besonders kraftvolle – also männlich attribuierte Sportart handelt, sondern

13 1838 als ‚Mädchen‘ geboren, wird Herculine Lehrerin und unterrichtet an einer Mädchenschule. Zu dieser Zeit beginnt sie eine Liebesbeziehung zu einer anderen Lehrerin. Aufgrund einer medizinischen Untersuchung wird festgestellt, dass Herculine ‚in Wahrheit‘ ein Mann sei. Per Gerichtsbeschluss wird entschieden, dass sie von nun an im männlichen Geschlecht zu leben habe. Sie muss die Schule verlassen und nimmt eine Stelle bei der Eisenbahn an. Abel Barbin, wie Herculine nun genannt wird, nimmt sich im Alter von 29 Jahren das Leben.

auch, wenn sich die Frage nach der Geschlechtszugehörigkeit stellt. Im Falle der Tennisspielerin Sarah Gronert wird äußere Weiblichkeit medial inszeniert um dieser Frage auf den Grund zu gehen:

Sie hat Beine, die für den Laufsteg taugen, sie trägt die Haare lang und blond, und ihre mädchenhafte Silhouette umschreiben die Menschen in ihrer Heimat Nordrhein-Westfalen gern mal mit dem Begriff ‚Figürchen‘. (Focus Magazin 26.1.2009)

Es ist in dieser Perspektive vollkommen undenkbar, dass sich hinter diesem ‚Figürchen‘ und den langen Haaren ein männlicher Körper verbirgt. Mit Hilfe von sekundären und veränderbaren Geschlechtsattributen wird in diesem Falle implizit die Beweisführung für eine sportlich relevante und „insgesamte“ Geschlechtszugehörigkeit vorgenommen. Man braucht sie quasi ‚nur anzuschauen‘, um ihr Geschlecht zu kennen (Nyong’o 2010). Dass gerade diese Logik von der (bei Gronert vorliegenden) Existenz einer Geschlechtsvariante bedroht wird, bleibt im zitierten Artikel undebattiert. Im Falle von Gronert können aufgrund eines weiblichen äußeren Erscheinungsbildes gerade keine Rückschlüsse auf andere Geschlechtsmerkmale getätigt werden. Nur weil verschiedene Geschlechtsmerkmale ‚normalerweise‘ übereinstimmen, kann wegen blonden Haaren und einer weiblichen Statur nicht Geschlechtskörper als Ganzes abgeleitet werden. Unzählige andere Beispiele zeugen davon, dass die weibliche Leistungssportlerin ihre Weiblichkeit unter Beweis stellen muss. Es wird nicht nur verhandelt, welche die „heißeste“ Sportlerin sei,¹⁴ viele Sportlerinnen ziehen sich auch für Männermagazine aus, um ihre Weiblichkeit unter Beweis zu stellen.¹⁵

14 <http://www.spox.com/de/sport/diashows/1207/Olympia/die-heissesten-olympia-teilnehmerinnen/die-heissesten-olympia-teilnehmerinnen-sabine-lisicki-maria-sharapowa-ana-ivanovic-hope-solo-jessica-ennis.html> abgerufen am 11. April 2014.

15 <http://www.rp-online.de/sport/diese-sportlerinnen-zogen-sich-fuer-den-playboy-aus-bid-1.1455429> abgerufen am 11. April 2014. Caster Semenya als Frau, die Leistungssport macht, stellt gleichzeitig eine Bedrohung hegemonialer Männlichkeit (Connell 1995) dar, weil Geschlecht auch als komplementäre Kategorie konstruiert ist. Wenn Frauen so aussehen können wie Semenya, wie muss dann erst ihr ‚Gegenteil‘ aussehen? Semenya bedroht zudem das Konzept der Heteronormativität, verstanden nicht nur als die Annahme, dass Menschen ‚natürlicherweise‘ zweigeschlechtlich organisiert seien, und dass die ausschliessliche und essentielle Grundlage davon die Heterosexualität sei, sondern auch die Stilisierung der Heterosexualität als Norm für gesellschaftliche Strukturen und Organisationsformen respektive Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschemata, und deren Praxis und Lebensweise privilegieren. Heteronormativität stellt „verinnerlichte Gesellschaft“ dar (Degele 2008: 90), schafft Erwartungssicherheit und dient der Reduktion von Komplexität (88ff.).

Normalisierung geschieht also in einem zirkulären Prozess des sich-Vergewisserns stets neu und selbst Verunsicherungen dienen qua Normalisierung der Rückbestätigung des dichotomen Geschlechterkonzepts. Dies gilt ganz besonders im Sport, denn Geschlecht stellt hier das bedeutendste Merkmal zur Bildung von Leistungsklassen (Müller 2005) dar. So sind Berichte von Caster Semenya und anderen „Sportlerinnen mit unklarem Geschlecht“ (Meinhardt 2009) letztlich meist doch Narrationen von Eindeutigkeit: Die Skirennfahrerin Erik(a) Schinegger¹⁶ bspw., so suggeriert der Film von Kurt Mayer aus dem Jahr 2005¹⁷, war schon immer ein Mann, man hat es nur nicht bemerkt. Die russischen Hermaphroditen im kalten Krieg waren lediglich Betrüger – Männer, die man als Frauen tarnte (Wiederkehr 2008). Auch die 800m Läuferin Santhi Soundarajan¹⁸, bei der ein Sex-Test „keine Geschlechtsmerkmale einer Frau“ feststellen konnte, ist folglich schlicht „ein Mann!“ (Blick 2006: o.S.).

So what? Ein Gedankenspiel

Dass man ‚fast gleich gut ist‘ im Sport liegt nicht nur an körperlichen Voraussetzungen, sondern auch am Einüben und Perfektionieren einer bestimmten Körpertechnik und dass es utopisch ist, darüber nachzudenken, wie Sport ‚entgendert‘ werden könnte, zeigt sich an der Medienpräsenz von Sportlerinnen wie Caster Semenya, Sarah Gronert oder Santhi Soundarajan. Die Existenz von Menschen mit Geschlechtsvarianten wird zwar offensichtlich, führt bisher aber nicht zu einer Aufweichung des sportlichen Geschlechterbinarismus oder einer Diskussion darüber. Die Beispiele dienen vielmehr der Bestätigung, was normal und was abweichend ist. Sie reproduzieren hegemoniale Männlichkeit, stereotype Weiblichkeit und Heteronormativität (dazu auch Vannini und Fornssler 2011). Trotz oder gerade wegen des unmöglichen geschlechtslosen sportlichen Körpers reizt der Sport als Spiegel von Gesellschaft zu einem Gedankenexperiment. Gabriele Dietze (2003) fragt, wie Mehrgeschlechtlichkeit intelligibel wird, ohne dass sie in ein

16 Die Österreicherin Erika Schinegger gewann 1966 die Ski-Abfahrtsweltmeisterschaft. Bei den Olympischen Spielen 1968 wurde bei ihr ein XY-Chromosomensatz festgestellt und sie transformierte zum Mann.

17 Kurt Mayer, ERIK(A) - Der Mann der Weltmeisterin wurde, Österreich, 2005.

18 Die indische Läuferin Santhi Soundarajan gewann an den Asienspielen 2006 in Doha Silber, welches ihr nach einem Geschlechtstest wieder aberkannt wurde. Soundarajan beging danach einen Selbstmordversuch und arbeitet heute als Trainerin.

neues Klassifikationssystem überführt wird. Der Sport bietet Gelegenheit diese Denkmöglichkeiten auszuprobieren.

Eine neue, dritte Kategorie der ‚Geschlechtsvarianten‘ zu schaffen, wie es im (juristischen) Diskurs um Geschlechtsvarianten immer wieder getan wird, ist sportlich betrachtet keine gute Aussicht. Mit einer solchen Restkategorie würden Menschen mit Geschlechtsvarianten faktisch von Wettbewerben ausgeschlossen resp. könnten sich nur unter ihresgleichen (was das im konkreten Fall hieße, wäre ebenfalls schwierig zu bestimmen) messen. Geschlecht abzuschaffen, stellt ebenfalls eine vorgeschlagene Variante in aktuellen Debatten dar (etwa Büchler und Cottier 2005; Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin 2012). Im Grunde könnte man auf Geschlecht als Leistungskategorie gänzlich verzichten und stattdessen eine oder mehrere bestimmte Leistungsgrenzen bestimmen. Es gibt bereits Beispiele im Sport, bei denen Leistungsklassen nicht durch Geschlecht begründet werden. So existieren Wettkampfklassen, Ligen in Mannschaftsportarten, Gewichtsklassen oder Altersklassen, die jedoch stets Geschlecht nachgeordnet sind. Wenn Geschlecht so voraussetzungsvoll für die Leistung ist, wie allgemein angenommen, würden sozial als Frauen klassifizierte Sportlerinnen dann tendenziell zur Kategorie ‚leistungsschwach‘ gehören. Dies ist zwar nicht erstrebenswert, muss sich aber nicht unbedingt bestätigen. Es ist auch denkbar, dass sportliche Leistungskategorien nach bio-medizinischen Kriterien, wie dem Hormonstatus oder der Muskelkraft eingeteilt würden. Diese Einteilung würde bedingen, dass man komplexe Messinstrumente für die einzelnen Faktoren zur Verfügung hätte, welche eine faire Schlussfolgerung auf die Leistungsmöglichkeit zulassen. Schließlich könnten auch über Körpertechniken Leistungskategorien gebildet werden. Wer aufgrund besonders gute Voraussetzungen hat, sich eine Technik anzueignen, käme in eine schwierigere Leistungsklasse. Nicht nur körperliche Faktoren, auch der Zugang zu Wissen und Techniken müssten hier mitgedacht werden. Eine solche Einteilung ist fast unmöglich umsetzbar.

Meine Ausführungen zeigen, dass die (medizinische) Konzeption von Geschlecht im Falle des Sports möglicherweise auf eine falsche Fährte lockt. Die Zuteilung zu Mann oder Frau im Sport kann gar nicht biomedizinisch erbracht werden, wie die IAAF und das IOC voraussetzen, weil sich Geschlechtsmerkmale, die der Definition von Geschlecht zugrunde liegen, widersprechen können und einzelne Geschlechtsmerkmale nicht zwingend eindeutig sind. Der Beurteilung der Geschlechtszugehörigkeit liegt, genauso wie der Gesellschaft, ein kulturell konstruiertes Modell von Geschlechtskörpern zugrunde. Der Mensch als Ganzes, sein gesamter Geschlechtskörper und implizit auch

seine Geschlechtsrolle – so wird suggeriert – lassen ihn schnell, stark und ausdauernd sein. Das diskursive Feld des Sports, als millionenschwerer und vielbeachteter Schauplatz geht nicht zimperlich mit den Bedrohungen der (vermeintlich) geschlechtlich Uneindeutigen um und bildet damit auch Gesellschaft ab: Geschlechtersegregation unterliegt einem Zirkelschluss. Dass Männer und Frauen sich bezüglich sportlicher Leistungen per se unterscheiden, bestätigt sich gerade durch diese Einteilung unaufhörlich, weil Männerkörper und Frauenkörper sich nur getrennt voneinander messen. Dass bestimmten Geschlechtsmerkmalen ein besonderes Gewicht beigemessen wird ist zudem eine relativ willkürliche Angelegenheit. Wenn große Hände oder lange Beine nicht als entscheidend für einen unfairen Vorteil gelten, warum tun es dann ausgerechnet ein Y-Chromatin oder ein bestimmter Testosteronwert? Der Blick auf Techniken des Körpers kann hier – nicht durch eine neue Kategorisierung, sondern durch eine neue Perspektive – konstruktiv-kritisch neue Denkmöglichkeiten eröffnen.

Literaturverzeichnis

- Alfermann, Dorothee. 1998. „Socio-cultural Gender-Stereotyping. Do women face extra hurdles?“ S. 26-32 in *From a Great Past to an Even Brighter Future. Women's Athletics on the Eve of the New Millennium*, herausgegeben von Nick Davies. Monaco: Multiprint.
- Anders, Georg. 2006. „Geschlechtsbezogene Partizipation im Sport“. S. 164–74 in *Handbuch Sport und Geschlecht, Beiträge zur Lehre und Forschung im Sport*, herausgegeben von Ilse Hartmann-Tews und Bettina Rulofs. Schorndorf: Hofmann.
- Beyers, Yvonne. 2009. „Look at me now! Athletic star Caster Semenya as you've never seen her before—transformed by Youfrom powergirl to glamour girl.“ *You*, September 10, 12–16.
- Bild. 2009. „Ex-Trainer: Caster Semenya ist ein Zwitter“. *BILD.de*. Abgerufen Juli 24, 2013 (<http://www.bild.de/sport/leichtathletik-wm-2009-berlin/trainer/800-meter-weltmeisterin-caster-semenya-soll-ein-zwitter-sein-9476460.bild.html>).
- Blick. 2006. „Sex-Skandal an Asienspielen: Silber-Läuferin ist ein Mann!“ Abgerufen Juli 26, 2013 (<http://www.blick.ch/news/silber-laeuferin-ist-ein-mann-id122837.html>).
- Bourdieu, Pierre. 1997. „Eine sanfte Gewalt“. S. 153–217 in *Ein alltägliches Spiel Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis, Edition Suhrkamp Neue Folge ; Bd. 732*, herausgegeben von Irene Dölling und Beate Kraus. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bublitz, Hannelore. 2003. *Diskurs*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Büchler, Andrea, und Michelle Cottier. 2005. „Intersexualität, Transsexualität und das Recht - Geschlechtsfreiheit und körperliche Integrität als Eckpfeiler einer neuen Konzeption“. *Freiburger FrauenStudien* 17:115–39.
- Conrad, Peter. 2007. *The medicalization of society: on the transformation of human conditions into treatable disorders*. Baltimore: Johns Hopkins University Press.
- Connell, Raewyn. 1995. *Masculinities*. Berkley: Univ. of California Press.

- Cooky, Cheryl, Ranissa Dycus, und Shari L. Dworkin. 2012. „What Makes a Woman a Woman?“ Versus „Our First Lady of Sport“: A Comparative Analysis of the United States and the South African Media Coverage of Caster Semenya“. *Journal of Sport & Social Issues*. Abgerufen Dezember 21, 2012 (<http://jss.sagepub.com/content/early/2012/05/24/0193723512447940>).
- Dietze, Gabriela 2003. „Allegorien der Heterosexualität. Intersexualität und Zweigeschlechtlichkeit – eine Herausforderung an die Kategorie Gender?“ *Die Philosophin. Forum für feministische Theorie und Philosophie* 28(2):9–35.
- Dreger, Alice D. 1998. *Hermaphrodites and the medical invention of Sex*. Cambridge: Harvard University Press.
- Dreger, Alice. 2010. „Sex Typing for Sport“. *The Hastings Center report* 40(2):22–24.
- Drepper, Daniel. 2010. „Transsexualität: Stabhochspringer Buschbaum: ‚Ich war nie eine Frau‘“. *Die Zeit*, Mai 17. Abgerufen Juli 4, 2013 (<http://www.zeit.de/sport/2010-05/buschbaum-transsexualitaet-geschlechtsumwandlung>).
- Eichholz, Natascha. 2009. „Make-Over für das Mannsweib“. *Blick am Abend*, September 9, 12.
- Focus Magazin. 2009. „TENNIS; Hohn, Spott, bittere Tränen“. *Focus Magazin*, Januar 26, 134.
- Forum für feministische Theorie und Philosophie. 2003. „Intersex und Geschlechterstudien“. *Die Philosophin* 28(2).
- Freidson, Eliot. 1975. *Dominanz der Experten zur sozialen Struktur medizinischer Versorgung*. München Berlin Wien: Urban und Schwarzenberg.
- Freidson, Eliot, Johann Jürgen Rohde, und Wolfgang Schoene. 1979. *Der Aerztestand berufs- und wissenschaftssoziologische Durchleuchtung einer Profession*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.
- Goffman, Erving. 2001. *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt; New York: Campus.
- Gugutzer, Robert. 2004. *Soziologie des Körpers*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Gunkel, Henriette. 2012. „Queer Times Indeed? Südafrikas Reaktionen auf die mediale Inszenierung der 800-Meter-Läuferin Caster Semenya“. *Feministische Studien* 1:44–52.
- International Association of Athletics Federations (IAAF). 2006. „IAAF Policy on Gender Verification. Prepared by the IAAF Medical and Anti-Doping Commission 2006“.
- Mauss, Marcel. 1989. „Die Techniken des Körpers“. S. 197–220 in *Soziologie und Anthropologie*, vol. 2. Frankfurt a. M.
- Meinhardt, Gunnar. 2009. „Sportlerinnen mit unklarem Geschlecht“. *Welt Online*, August 21. Abgerufen Juli 24, 2013 (http://www.welt.de/welt_print/vermishtes/article4366595/Sportlerinnen-mit-unklarem-Geschlecht.html).
- Müller, Marion. 2005. „Geschlecht als Leistungsklasse“. *Zeitschrift für Soziologie* Heft 5(Jg. 35):392–412.
- Müller, Marion. 2007. „Frauen, Männer, Leistungsklassen: Geschlecht und funktionale Differenzierung im Hochleistungssport“. S. 15–24 in *Sportwissenschaftliche Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Theorie, Politik und Praxis*, herausgegeben von Ilse Hartmann-Tews und Britt Dahmen. Hamburg: Czwalina Verlag.
- Munro, Brenna. 2010. „Caster Semenya: Gods and Monsters“. *Safundi* 11(4):383–96.
- Nationale Ethikkommission im Bereich Humanmedizin (NEK). 2012. „Zum Umgang mit Varianten der Geschlechtsentwicklung. Stellungnahme Nr. 20/2012. Ethische Fragen zur «Intersexualität»“. Abgerufen Juli 24, 2013 (http://www.bag.admin.ch/nek-cne/04229/04232/index.html?lang=de&download=NHZLpZeg7t,Inp6I0NTU042I2Z6In1acy4Zn4Z2qZpnO2YUq2Z6gpJCKfX96f2ym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--).

- Nyong'o, Tavia. 2010. „The unforgivable transgression of being Caster Semenya“. *Women & Performance: a journal of feminist theory* 20(1):95–100.
- Oudshoorn, Nelly. 2000. „The Birth of Sex Hormones“. S. 87–117 in *Feminism and the Body*, herausgegeben von Londa Schiebinger. New York: Oxford University Press.
- Pausch, Simon. 2011. „Boris Becker; ‚Ich kann auf dem Niveau wie Pius Heinz spielen‘“. *Berliner Morgenpost Online*, November 13. Abgerufen April 10, 2014 (<https://www.lexisnexis.com/uk/nexis/docview/getDocForCuiReq?Ini=547T-F801-F17S-G03X&csi=5949&oc=00240&perma=true>).
- Pfister, Gertrud. 2005. „Vom Ausschluss zur Integration? Frauen und Olympische Spiele“. Abgerufen Juli 4, 2013 (<http://www.bmw-berlin-marathon.com/news-und-media/news/2005/05/18/vom-ausschluss-zur-integration-frauen-und-olympische-spiele.html>).
- Richter-Appelt, Hertha. u. a. ohne Jahr. „Intersex-Glossar“. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.intersex-forschung.de/glossar.html>).
- Schönenberger, Carl. 2009a. „Caster Semenya - Opfer krimineller Funktionäre“. *Blick*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.blick.ch/sport/leichtathletik/caster-semenya-opfer-krimineller-funktionaere-id29268.html>).
- Schönenberger, Carl. 2009b. „Ist die Siegerin ein Mann?“ *Blick*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.blick.ch/sport/leichtathletik/ist-die-siegerin-ein-mann-id29189.html>).
- Schröder, René. 2008. „Tennispielerin Sarah Gronert als Mann angefeindet“. *Der Westen*. Abgerufen April 10, 2014 (<http://www.derwesten.de/nachrichten/sport/tennis/2008/7/29/news-65365171/detail.html>).
- Schultz, Jaime. 2011. „Caster Semenya and the ‘Question of Too’: Sex Testing in Elite Women’s Sport and the Issue of Advantage“. *Quest* 63(2):228–43.
- Simpson, J. L. u. a. 1993. „Gender verification in competitive sports“. *Sports medicine (Auckland, N.Z.)* 16(5):305–15.
- Sloop, John M. 2012. „‘This is Not Natural:’ Caster Semenya’s Gender Threats“. *Critical Studies in Media Communication* 29(2):81–96.
- Spiegel Online. 2006. „Aufgeflogen: Indische Läuferin als Mann geoutet“. *Spiegel Online*, Dezember 18. Abgerufen Juli 26, 2013 (<http://www.spiegel.de/sport/sonst/aufgeflogen-indische-laeuferin-als-mann-geoutet-a-455143.html>).
- Vannini, April, und Barbara Fornssler. 2011. „Girl, Interrupted: Interpreting Semenya’s Body, Gender Verification Testing, and Public Discourse“. *Cultural Studies ↔ Critical Methodologies* 11(3):243–57.
- Werlen, Mirjam. 2008. „Rechtlicher Schutz für Kinder mit bei Geburt uneindeutigem Geschlecht“. S. 178–215 in „Intersex“ - Geschlechtsanpassung zum Wohl des Kindes? Reihe Ethik und politische Philosophie, herausgegeben von Michael Groneberg und Kathrin Zehnder. Fribourg: Academic Press.
- West, Candace und Don Zimmermann. 1987. „Doing Gender“. *Gender & Society* 1:125–51.
- Wiederkehr, Stephan. 2008. „Mit zweifelsfreier Sicherheit ... keine Frau. Geschlechtertests im Spitzensport zwischen medizinischer Expertise und Techniqueuphorie der Funktionäre“. *Technikgeschichte* 75:253–70.
- Winslow, Luke. 2012. „Colonizing Caster Semenya: Gender Transformation and the Makeover Genre“. *Western Journal of Communication* 76(3):298–313.
- Zehnder, Kathrin, und Jürg C. Streuli. 2012. „Kampf der Diskurse? Unverständnis und Dialog“. S. 395–414 in *Intersexualität kontrovers: Grundlagen, Erfahrungen, Positionen*, herausgegeben von Katinka Schweizer und Ralf Binswanger. Giessen: Psychosozial-Verlag.

Kathrin Zehnder, (Kontakt: kathrin.zehnder (at) uzh.ch) ist Soziologin und forscht an der Schnittstelle von Geschlecht, Körper, Gesellschaft, Medizin und Technik, etwa zu Reproduktions- und Transplantationsmedizin. Ihre Promotion zur Thematik der Intersexualität ist 2010 unter dem Titel „Zwitter beim Namen nennen. Intersexualität zwischen Pathologie, Selbstbestimmung und leiblicher Erfahrung“ beim transcript-Verlag erschienen. Kathrin Zehnder lehrt an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen.